

Die Unmöglichkeit transnormalistischer Explorationen am Beispiel von ›Be:Hinderung‹ und ›Rave‹

Benjamin Haas

In diesem Beitrag wird dafür plädiert, Foucaultsche Perspektiven für die sozialwissenschaftliche Theoretisierung von Inklusion und Exklusion nutzbar zu machen. Dazu wird Foucaults ›Denken des Außen‹ im Sinne einer ›Analytik der Exklusion‹ aufgegriffen und Inklusion als historisch variabler, diskursiver Prozess verstanden. Fokussiert wird dabei auf die epistemische – wie damit zusammenhängend – auch auf die soziale Praxis einer Konstituierung von Grenzen und die Prozessierung von Grenzziehungen. Dies wird durch normalismustheoretische Grundlagen konkretisiert, um die Differenzierung zwischen ›normal‹ und ›nicht:normal‹ analytisch zu fassen und historische wie kulturelle Kontingenzen von Grenzziehungen herauszustellen. Anhand der Beispiele ›Be:Hinderung‹ und ›Rave‹ wird exemplarisch diskutiert, inwiefern protonormalistisch inspirierte binäre Setzungen durch flexibelnormalistische Strategien aufgeweicht werden können und wovon transnormalistische Explorationen oder Alternativen abhängig sind.

Im Gegensatz zu normativen Bestimmungen von Inklusion (vgl. Wrana 2019) im Sinne einer ›grenzenlosen‹ Partizipation fokussieren soziologische Perspektiven auf eine Beschäftigung mit konkreten Praxen gesellschaftlicher Exklusionsprozesse (vgl. Hoffmann 2018: 72), womit sich die Wechselseitigkeit von Inklusion und Exklusion herausstellen lässt (vgl. Emmerich 2017; Kaack 2017; Kronauer 2010; Stichweh 2013; Wrana 2019). Bestärkt wird dieser ›double bind‹, da die Ausgrenzung des/der Anderen der Inklusion bzw. der Exklusion stets vorgängig ist und diese nur relational wirksam gemacht werden kann. Prozesse der Inklusion und Exklusion sind folglich auf Grenzziehungen angewiesen, welche je zeitspezifischen Voraussetzungen und konkreten machtvollen Ordnungen unterliegen. Demnach stellen kategoriale Binaritäten wie bspw. ›Natur‹/›Kultur‹, ›Mann‹/›Frau‹, ›schwarz‹/›weiß‹, ›normal‹/›nichtnormal‹¹ epistemische Voraussetzungen von In- und Exklusion dar, die selbst auf kategorialen Grenzziehungen gründen. In analytischer Hinsicht ist

1 In den Ausführungen werden ›Nicht:Normalität‹ und ›Be:Hinderung‹ als kontingente kulturelle Konstrukte betrachtet, die Resultat diskursiver Konstruktionen sind. Der Doppelpunkt wird im Sinne eines Unterstrichs verwendet, um auf die mit diesen Konstruktionsprozessen

deshalb von Bedeutung, in welchem Verhältnis Inklusion und Exklusion zu diesen Grenzziehungen stehen, bzw. wie Letztere das relationale Verhältnis von Inklusion und Exklusion bestimmen. Zu klären ist ebenfalls, welche theoretischen Zugriffe geeignet sind, um die Konstituierung von Grenzen und die Prozessierung von Grenzziehungen zu untersuchen.

Diese Aspekte aufgreifend, gehe ich im Folgenden von der These aus, dass für die Analyse der Prozessierung von Grenzziehungen im Sinne gesellschaftlicher Exklusionsprozesse eine Orientierung am Foucaultschen ›Denken des Außen‹ sinnvoll ist, um deren Einbindung in gesellschaftliche Machtverhältnisse zu erfassen und die Kontingenz dieser Praktiken differenziert herauszustellen. Im Beitrag wird diese Perspektive durch normalismustheoretische Grundlagen mit einem Fokus auf die Konstruktion von Normalitätsgrenzen spezifiziert. Anhand der Beispiele ›Be:Hinderung‹ und ›Rave‹ werden diskursive und soziale Praktiken betrachtet und damit herausgearbeitet, welche Gestalt Normalitätsgrenzen im Kontext protonormalistischer Binarismen, flexibel-normalistischer Kontinuen sowie transnormalistischer Explorationen haben können. Darüber hinaus wird nachgezeichnet, warum der flexibel-normalistische ›Wille zur Inklusion‹ (vgl. Link 2008: 70) sowie transnormalistische Explorationen unter postkapitalistischen Bedingungen als begrenzt erscheinen müssen.

1. Eine ›Analytik der Exklusion‹ – Das ›Außen‹ mit Foucault denken

Folgt man einem Foucaultschen Verständnis von Grenzen, wirken diese zwar von außen, richten ihre Funktion aber nach innen. Sie »betreffen den Diskurs in seinem Zusammenspiel mit der Macht« (Foucault 2010: 17). Grenzen entstehen und werden über die Thematisierung eines Außen, des/der Anderen oder auch von äußeren Möglichkeitsbedingungen fixiert (vgl. ebd.: 35). Sie organisieren Ein- und Ausschlüsse und bedürfen einer ›diskursiven Polizei‹, die Übergänge und Kontrollpunkte überwacht (vgl. ebd.: 25). Die Grenze verhält sich auf einer epistemologischen Ebene daher nicht »wie das Schwarze zum Weißen [...] oder] das Äußere zum Inneren« (Foucault 2001: 325), sie wirkt nicht nach außen, sondern nach innen, auf das durch die Grenze Eingeschlossene. Als Ausschlussmechanismus fungieren Grenzen nach den Gesetzen der Einschließung, was eine Kontrolle der internen Ordnungen und Zirkulationsprozesse voraussetzt, in die sie als Dispositive eingebohrt sind (vgl. Kilian 2013). Foucaults Blick auf Grenzen zielt folglich weniger auf die Trennung epistemischer Räume, sondern auf die durch sie eingeschlossenen Räume, weshalb Grenzen den Diskurs selbst betreffen. Gemeint ist damit kein dualistisches

in Verbindung stehenden Uneindeutigkeiten zu verweisen und damit binären Setzungen vorzubeugen.

und starres Verständnis von Grenzen. Vielmehr erscheinen diese fluide und veränderbar, was jedoch spezifische Grenzpolitiken in »Form einer permanenten Reaktualisierung der Regeln« (Foucault 2010: 25) voraussetzt und auf machtvoll-prozessierende von Grenzen verweist. Mit Foucault (vgl. ebd.: 13f.) gesprochen, stellen Grenzziehungen ein historisch veränderbares, institutionell zwingendes Ausschluss-system dar, das auf eine Prozedur der Ausschlussung verweist. Diese ist als historisch konstituiert und flexibel zu verstehen, abhängig von den jeweils herrschenden Sicherheitsdispositiven, womit die Willkürlichkeit von Grenzziehungen auf ein dahinterstehendes Netz an Institutionen verweist, die diese absichern (vgl. ebd.: 13).

Wenngleich Foucault nicht als Theoretiker von Inklusion und Exklusion bezeichnet werden kann (vgl. Opitz 2008: 187) und der Begriff Exklusion nicht explizit in seinem Werk verwendet wird (vgl. Gertenbach 2008: 326), können seine Arbeiten – gerade aufgrund der Thematisierung des ›Außen‹ sowie damit verbundener Ausschlussungen und Grenzziehungen – als eine ›Analytik der Exklusion‹ verstanden werden (vgl. Ewald 1995, zit.n. Opitz 2007: 45). Bestärkt wird dies dadurch, dass Foucault sich in unterschiedlichen Schaffensphasen mit gesellschaftlichen Prozessen und Praktiken der Ausschlussung beschäftigt hat. Zudem ist sein Werk vom Topos des ›Denken des Außen‹ gekennzeichnet, mit dem es gilt »die konkrete und historisch variable gesellschaftliche Praxis des Ausschlusses erkennbar zu machen und ›die Abgrenzungs- und Ausschlussungssysteme [zu] verstehen, die wir praktizieren ohne es zu bemerken« (Foucault 1971: 230)« (Gertenbach 2008: 326). Je nach Schaffensphase und Machtkonzeption sind unterschiedliche Bezugnahmen möglich, um das Zusammenspiel von sozialen und diskursiven Praktiken mit ihrer jeweiligen Bedeutung zu analysieren (vgl. ebd.: 310). Um soziokulturelle Praktiken sichtbar zu machen sowie »die historisch variierenden diskursiven Bedingungen von Inklusion zu problematisieren und damit die Frage nach der gesellschaftlichen hegemonialen Rationalität und dem damit verbundenen System der Akzeptabilität zu stellen« (ebd.: 325), sind Prozesse der Exklusion auf das Moment der Grenzziehung zu verlagern und es ist deren historische Kontingenz zu berücksichtigen.

Gerade im Vergleich zu systemtheoretischen Ansätzen verspricht eine Orientierung an dieser machtanalytischen Perspektive die Wechselseitigkeit von Inklusion und Exklusion in ihrer Komplexität besser zu erfassen. So scheint es möglich, unterschiedliche historische Ausschlusspraktiken unabhängig von primären Differenzierungsmöglichkeiten und nicht lediglich als logisches Pendant der Inklusion zu betrachten (vgl. ebd.: 312f.). Zurückgegriffen werden kann dazu auf eine Reihe von Vorschlägen, mit denen versucht wird, Foucaultsche Perspektiven für die sozialwissenschaftliche Theoretisierung von Inklusion und Exklusion nutzbar zu machen (vgl. Gertenbach 2008; Opitz 2007; Opitz 2008; Hoffmann 2018; Yildiz 2015), um die historisch spezifischen Einbettungen der Kategorie Inklusion besser zu fassen (vgl. Gertenbach 2008: 317).

Im Anschluss an diese Skizze eines ›Denken des Außens‹ im Foucaultschen Sinne erfolgt nun ein weiterer Vorschlag zur Theoretisierung von Grenzziehungen im Kontext von Inklusion und Exklusion. Dazu wird eine normalismustheoretische Perspektive auf die Konstruktion von ›Nicht:Normalität‹ eingenommen, denn die Bestimmung dieser spezifischen Form des ›Außen‹ stellt eine zentrale Grundlage für die Differenzierung von In- und Exklusion dar. Um auf die Prozessierung von Grenzziehungen zu fokussieren, werden soziale wie diskursive Formen der Grenzziehung im Dispositiv des Normalismus (vgl. Link 1997) diskutiert. Damit lässt sich illustrieren, welche Praktiken der Ausschließung welche Art der Grenzziehungen bedingen und weshalb Inklusion als ein historisch variabler diskursiver Prozess zu verstehen ist.

2. Grenzen im Dispositiv des Normalismus

Durch Grenzen werden Bereiche des Außerhalb konstruiert, markiert und festgeschrieben, wobei stets zu klären ist, wie diese machtvoll prozessiert und abgesichert werden. Zur Spezifizierung dieses Prozesses greife ich auf den Normalismus als theoretische Perspektive zurück. Ausgearbeitet wurde diese vom Literaturwissenschaftler Jürgen Link (1997), der Foucaults Konzept der Normalisierungsgesellschaft mit einem diskurstheoretischen Zugang zu einem spätmodernen Normalitätsbegriff erweiterte. Unter Normalismus versteht Link (2008: 59) ein »Netz von Dispositiven in modernen Gesellschaften«, das sich seit 1968 auf allen gesellschaftlichen Ebenen etabliert hat und eine Form eines allgemeinen kulturellen Rahmens moderner westlicher Gesellschaften darstellt (vgl. ebd.: 64). Der Normalismus ist damit »ein intermittierendes und disparates, historisch extrem bewegliches diskursiv-operatives Feld« (Link 1997: 26). Er stellt ein modernes Phänomen westlicher Gesellschaften dar und resultiert aus der Etablierung unterschiedlicher normalistischer Strategien in den letzten ca. 200 Jahren. Explizit betont wird, dass ›Normalität‹ kein natürlicher Tatbestand, sondern »ein rein soziokulturelles Phänomen« (ebd.: 341) und Produkt von Normalisierung ist (vgl. ebd.: 425f.). ›Normalität‹ ist folglich eine interdiskursive, kultur- und subjektkonstitutive Kategorie, deren Konstitution wechselseitig erfolgt. Ihre gesellschaftliche Wirklichkeit erhält diese durch Auseinandersetzungen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern und sie wird mittels diskursiv-semantischer und operativer Verfahren in verschiedenen diskursiven Arenen produziert (vgl. ebd.).

Mit Bezug zu Foucault verweist Link auf die Materialität des Diskurses und dessen Beeinflussung durch institutionelle Rahmenbedingungen, die Handlungen strukturieren und von Macht-Effekten geprägt sind. Dazu entwickelt er ein diskurstheoretisches Instrumentarium, welches zwischen den Diskurstypen des Spezial-, Inter-, Interspezial- und dem Alltagsdiskurs als Elementardiskurs unter-

scheidet. Als Spezialdiskurse werden wissenschaftliche Diskurse betrachtet, die mit operativem oder ›positivem‹ Wissen operieren. Bei diesen wird davon ausgegangen, dass sie sich durch ein Maximum an immanenter Konsistenz auszeichnen und in ihnen Definitionen des ›Normalen‹ und des Pathologischen vorgenommen werden. Außerdem wird herausgestellt, dass Spezialdiskurse innerhalb des Wissenschaftssystems durch besondere Wechselwirkungen gekennzeichnet sein können. Erfolgen könne dies durch interdisziplinäre Ansätze oder durch die gegenseitige Befruchtung unterschiedlicher Spezialdiskurse (vgl. ebd.: 31f.).

Da ›Normalität‹ und ›Normativität‹ häufig synonym verwendet werden, plädiert Link (ebd.: 17) für eine Differenzierung, nach der das Normative durch Gebote und Verbote bestimmt und an präskriptive Handlungsvorschriften mit eindeutig definierten Grenzen gebunden ist. Normalistische Normen hingegen operieren mittels einer dynamischen Einteilung von sogenannten ›normal ranges‹. Bei diesen markieren Normalitätsgrenzen nicht nur den Übergang in den Bereich des ›Nicht:Normalen‹, sondern fordern das Individuum zum Vergleich mit anderen sowie einem statistischen Durchschnitt heraus. Aus dieser Perspektive erfolgt die Bestimmung von ›Normalität‹ rein deskriptiv, weshalb ›Normalität‹ als eine graduelle Kategorie zu betrachten ist. Darüber hinaus wird darauf verwiesen, dass ›Normalität‹ und ›Normativität‹ parallel existieren und Überschneidungen sowie Konkurrenzen zwischen den beiden Konzepten möglich sind (vgl. ebd.: 22f.).

Die angesprochenen ›normal ranges‹ können als Normalzone oder Normalfeld verstanden werden (vgl. ebd.: 75ff.). Diese stellen die Grundvoraussetzung zur Unterscheidung zwischen dem ›Normalen‹ und dem ›Nicht:Normalen‹ dar. Zur Etablierung einer Normalzone müssen zunächst unterschiedliche Phänomene homogenisiert und vergleichbar gemacht und auf einer quantitativ-linear gerichteten Skala angeordnet werden. Veranschaulichen lässt sich dies durch die Gaußsche Normalverteilung, die beispielsweise im schulischen Kontext durch pädagogische Praktiken und schulische Wissensordnungen hervorgebracht wird (vgl. Wrana 2019: o.S.). Nötig ist dazu der Einsatz mathematischer Statistik, die eine vergleichende Anordnung unterschiedlicher Phänomene ermöglicht. Gleichzeitig können durch diese Marker gesetzt und die Normalzone in Unterbereiche aufgeteilt werden. Um das ›Normale‹ vom ›Nicht:Normalen‹ zu trennen, bedarf es der Bestimmung einer Grenze des Normalfeldes. Dazu sind Schwankungsbreiten festzulegen, die je nach institutionellem Kontext unterschiedlich konzipiert werden können. Mit der Etablierung eines Normalfeldes geht folglich auch immer eine Festlegung von Normalitätsgrenzen einher (vgl. Link 1997: 75ff.).

Normalitätsgrenzen gehen auf den Einsatz normalistischer Strategien zurück. Zeichnen sich diese durch eine maximale Komprimierung der Normalzone mit stabilen und fixen Grenzen aus, durch die eine eindeutige Unterscheidung zwischen ›normal‹ und ›nicht:normal‹ möglich ist, handelt es sich um protonormalistische Strategien. Vorherrschend sind hier klar definierte Grenzwerte, enge Grenzzonen,

eine Orientierung an normativen Normen sowie der Einsatz symbolischer Markierungen in Form von ›Stigma-Grenzen‹ (vgl. ebd.: 337ff.). Das entsprechende Normalspektrum ist schmal mit einer breiten Zone der ›Nicht:Normalität‹ und einer deutlich sichtbaren Normalitätsgrenze, die einer massiven Mauer gleicht. Symbolisch und kulturell beschwert wird diese durch vornormalistische Ideologien wie bspw. Naturgesetzmäßigkeiten und biologistische Ideologien sowie eine Kopplung mit einem juristischen Normativismus oder mit medizinischen Indikatoren. Individuen werden dadurch als wesenhaft ›anormal‹ fabriziert und bleiben dies möglicherweise ein Leben lang (vgl. Link 2013: 106f.). Eine Möglichkeit diesen Zustand zu kaschieren besteht in der sogenannten Fassadennormalität, die einem massenhaften Doppelleben gleicht (vgl. ebd.: 110).

Im Gegensatz zu protonormalistischen Strategien zeichnen sich flexibelnormalistische durch eine maximale Expansion und Dynamisierung der Normalitätszone aus, was zu einer durchlässigen Gestaltung der Normalitätsgrenzen führt (vgl. Link 1997: 78ff.). Werden Normen im Protonormalismus durch Gebote und Gesetze vorab festgelegt, müssen sie im flexiblen Normalismus zunächst ausgehend von einem statistischen Vergleich errechnet werden (vgl. ebd.: 92). Im flexiblen Normalismus wird ›Nicht:Normalität‹ damit veränderbar und reversibel, wozu Link exemplarisch auf die Inklusion von ›Be:Hinderten‹ ins Schulsystem als maximale Verbreiterung des Normalspektrums verweist (vgl. Link 2013: 108). Gleichzeitig wird die Gruppe der Normalen hier von einer Denormalisierungsangst angerufen, womit deren Angst vor einem ›nicht:normal‹ werden gemeint ist (vgl. ebd.: 107).

Bedeutend erscheint zudem, dass Link die beiden Strategien als idealtypisch beschreibt und dass diese, da sie auf dem gleichen Normalitätsfeld operieren, sich nicht ausschließen müssen. Vielmehr können sie kombiniert und wechselweise eingesetzt werden, parallel zueinander oder als Mischformen existieren. Denn wenn gleich der flexible Normalismus auf eine Ausweitung des Normalfeldes und durchlässige Grenzen zielt, bedeutet dies keineswegs, dass es zu keinen Grenzziehungen mehr kommt. Es zeigen sich vielmehr widersprüchliche Effekte, nicht zuletzt da aufgrund des ›Toleranzgrenzenpostulats‹ ›Normalität‹ irgendwo enden und die Zone des ›Nicht:Normalen‹ beginnen muss. Prozessiert wird dies, indem die Grenze des ›Normalen‹ an der Stelle gezogen wird, wo sie von der Mehrheit der Bevölkerung als evident erachtet wird. Die Grenzen des flexiblen Normalismus sind jedoch niemals definitiv, sondern lediglich provisorisch mit einer nur begrenzten Haltbarkeit. Da keine qualitativen Grenzen gezogen werden können, bleiben diese aufgrund des ›Kontinuitätspostulats‹ als verschiebbarer Punkt in einem Kontinuum in Bewegung (vgl. Link 1997: 339ff.). Die Grenzjustierung wird dadurch reglementiert, dass die Kontinuität des Normalfeldes nicht zerstört werden darf, da damit ein Umkippen in protonormalistische Strategien einherginge. Verbildlichen lässt sich die Flexibilisierung der Grenzziehung durch den Versuch, ein Gummiband maximal zu dehnen und gleichsam zu gewährleisten, dass dieses nicht zerreißt (vgl. ebd.: 340f.).

Bei Normalitätsgrenzen handelt es sich insgesamt um eine »sehr rätselhafte Spielart von Grenzen« (Link 2013: 58). Ihr Zustand ist prekär (vgl. ebd.: 60) und sie sind dahingehend paradox, dass Massenverteilungskurven zwar keine internen Grenzen kennen, es jedoch für die normalistische Mentalität evident ist, »dass ›extreme‹ Werte außerhalb des Normalspektrums liegen und dass es also Grenzen in diesem Spektrum geben muss« (ebd.: 40). Normalitätsgrenzen fungieren deshalb als ›Risikoschwelle‹ in Abhängigkeit zu bspw. medizinischen, ökologischen oder ökonomischen Risikoeinschätzungen (vgl. ebd.: 41). Grundsätzlich richten sich diese an einem konkret gemessenen Zahlenwert aus und sind mit einer kontinuierlichen Skala verbunden, sodass sie als leicht verschiebbar erscheinen. Wenngleich dies im Allgemeinen harmlos wirkt, ist es zum Beispiel bei der Feststellung von ›Be:Hinderungsgraden‹ mit weniger harmlosen Konsequenzen verbunden (vgl. ebd.: 58). Die Prekarität von Normalitätsgrenzen ergibt sich daraus, dass diese in beide Richtungen überschritten werden können (vgl. Link 1997: 134) und dass sich Personen bzw. Phänomene, die im Grenzbereich des ›Normalen‹ (innen wie außen) liegen, kaum unterscheiden. Zudem können sich die Grenzen im historischen Verlauf ständig verschieben und die Behandlung des/der ›Nicht:Normalen‹ kann stark variieren (vgl. Link 2013: 59).

Gerade im flexiblen Normalismus erscheinen Normalitätsgrenzen instabil und ambivalent und es besteht das Problem einer absoluten Normalitätsgrenze. So bedeutet das Hinausschieben der Normalitätsgrenze »die Inklusion und Integration von Teilpopulationen, die im Protonormalismus als ›anormal‹ stigmatisiert sind, wie etwa sexuelle Minderheiten, Behinderte, ›rassische‹ (heute ›ethnische‹) Minderheiten, chronisch Arme« (ebd.: 111). Zentrales Kennzeichen flexibler Grenzen ist, dass sie auf eine ›Stigmatisierungsfabrik‹ verzichten, weiter von der Mitte des Normalfeldes entfernt sind, widerrufen werden können und breiter sind, wie etwa durch Punkteskalen bei der Feststellung von ›Be:Hinderungsgraden‹. »Statt einer scharfen und schottenartigen Mauer [in Form protonormalistischer Grenzen; B.H.] gleicht die flexible Normalitätsgrenze eher einem Sieb aus mehreren Filtern oder einem Übergangspfad mit mehreren Schwellen« (ebd.).

Eine weitere von Link beschriebene Variante des Normalismus stellt der ›Transnormalismus‹ bzw. stellen ›transnormalistische Explorationen‹ dar. In der ersten Fassung der Normalismustheorie verortet er diese im Kontext der antinormalistischen Kulturrevolution von 1968, bzw. in egalitären Studien- und Forschungsgruppen, die »die normalen Spezialisierungen und die normalen Trennungen Lehre/Forschung sowie Theorie/Praxis« (ebd.: 32) sprengen und als kulturrevolutionäre Laboratorien betrachtet werden können. Der Charakter solcher Explorationen wird als ›polyeurhythmisch‹ bezeichnet, was bedeutet, dass mit diesen ein Rückfall in eine vormoderne, vorarbeitsteilige Barbarei ausgeschlossen und eine alternative, nicht normalistische Form der Arbeitsteilung angestrebt wird (poly), eine funktio-

nale Anschließbarkeit an andere Zyklen besteht (eu), und eine Möglichkeit längerer Reproduktion gegeben ist (rhythmisch) (vgl. ebd.: 33).

»Die Zonen möglicher transnormalistischer Exploration lagen und liegen stets uneindeutig und unentschieden in einer Art Schwebezustand an der Grenze des flexiblen Normalismus, in den zurück sie jederzeit ›gefloatet‹ werden konnten und können. So mußten etwa die egalitären kollektiven Selbststudiums- und Projekt-Gruppen tendenziell in ›normale‹ Studiengruppen ›zurückfallen‹ oder sich auflösen, sobald der ›Drive‹ von Achtundsechzig auslief und damit die Kopplung an soziale Resonanzböden wegfiel [...; bzw. bis; B.H.] konkreten polyeurhythmischen Alternativen zum Normalismus mit dem magischen Begriff des »Sozialismus« das Maul gestopft wurde.« (Link 1997: 33)

Durch eine Auseinandersetzung mit der Finanz- und Weltwirtschaftskrise von 2007 und den rassistischen Ausführungen Thilo Sarrazins konkretisiert Link (2013) nicht nur den Normalismus als zentrale Regierungsweise unserer sozialen Welt, sondern spezifiziert zudem die Möglichkeit transnormalistischer Alternativen. Demnach lösen sich im Transnormalismus im Anschluss an flexibel-normalistische Strategien die Normalitätsgrenzen auf, sodass die Unterscheidung zwischen ›normal‹ und ›nicht:normal‹ obsolet wird und alles ›normal‹ erscheint. Sodann gäbe es keine messbaren Grade von ›Normalität‹ auf der Grundlage von Statistik und es bräuchte weitere Kriterien als die statistischen, um individuelle Besonderheiten zu erfassen, die normalistisch als ›extrem anormal‹ aufgefasst werden (vgl. ebd.: 112f.). Der transnormalistische Verzicht auf Grenzziehungen bedeutet damit auch, dass die Polarität von ›Normalität‹ und ›Nicht:Normalität‹ bzw. von Inklusion und Exklusion überwunden wird, da fortan nicht mehr in innen und außen differenziert wird. Ausgangspunkt für solche Strategien sind gesellschaftliche Krisen, die mit einer anhaltenden Denormalisierung einhergehen und dazu führen, dass transnormalistische Alternativen »zumindest für einen erheblichen Teil der Bevölkerung aus der Ferne der phantastischen Utopie in die Nähe der ›konkreten Utopie‹ rücken könnten« (ebd.: 238f.).

Es muss also zunächst etwas aus der Bahn oder dem Gleichgewicht geraten, damit transnormalistische Möglichkeiten als ›Zielgerade‹ des Normalismus denkbar werden können und sie müssen einen gesellschaftlichen Resonanzboden besitzen, was meint, dass sie von weiten Teilen der Bevölkerung akzeptiert werden (vgl. ebd.: 238ff.). Zudem müssen diese auch erst erfunden werden, wozu es – aufgrund der ›Verlötung‹ von Normalismus und Kapitalismus – eines Kollaps des kapitalistischen Systems bedarf, um transnormalistische Alternativen als realistisch erscheinen zu lassen (vgl. ebd.: 239f.). Interessant ist, dass Link darauf verweist, dass transnormalistische Konzepte zwar hauptsächlich auf flexible Strategien zurückgreifen, sich aber auch dem Protonormalismus bedienen und diesen in ihre Strategie integrie-

ren können, wie das Beispiel der gewöhnlichen Wochenarbeitszeit belegt. Dass Link selbst wenig optimistisch bzgl. transnormalistischer Explorationen ist, zeigt sich an der Forderung, diese zunächst zu enttabuisieren (vgl. ebd.: 242f.).

Die normalismustheoretische Orientierung verdeutlicht, dass die Markierung von Normalfeldern auf Grenzziehungen angewiesen ist, die durch den Einsatz proto- und flexibelnormalistischer Strategien erfolgen können. Da diese in das Dispositiv des Normalismus eingebunden sind, kann die Normalismustheorie im Anschluss an Foucault als spezifische ›Analytik der Exklusion‹ betrachtet werden, mit der die Prozessierung von Grenzziehungen analytisch zu fassen ist. Für den Kontext Inklusion ist dabei zu prüfen, inwiefern eine Flexibilisierung der Grenzziehungen identifiziert werden kann, bzw. ob transnormalistische Explorationen (vgl. Link 1997) oder gar Alternativen (vgl. Link 2013) möglich sind, bzw. wodurch diese verhindert werden.

3. Grenzziehungen im Kontext von ›Be:Hinderung‹ und ›Rave‹

Ausgehend von der Annahme, dass im aktuell bestehenden flexiblen Normalismus Normalitätsgrenzen flexibler gesetzt werden und der ›Wille zur Inklusion‹ (vgl. Link 1997: 70) dazu tendiert, zuvor als ›nicht:normal‹ konzipierte und markierte Phänomene in den Bereich des ›Normalen‹ aufzunehmen, werden im Folgenden unterschiedliche Formen der Grenzziehung diskutiert und miteinander ins Verhältnis gesetzt. Leitend ist die Frage, welche Begrenzungen flexibelnormalistischen Grenzziehungen inhärent sind und wodurch transnormalistische Explorationen verhindert werden. Zurückgegriffen wird dazu auf die Beispiele ›Be:Hinderung‹ als diskursives und den ›Rave‹ als popkulturelles Phänomen. Am Gegenstand ›Be:Hinderung‹ wird überprüft, inwiefern die im Kontext schulischer Inklusion bestehende Hoffnung auf transnormalistische Perspektiven berechtigt ist. Der ›Rave‹, der sich durch einen radikalen ›Willen zur Trans-Normalität‹ auszeichnet, dient als Kontrastierung, mit der gezeigt werden kann, dass auch die institutionalisierte soziale Praxis des Aufsuchens der äußersten Ränder eines flexibilisierten Normalitätsfeldes keine transnormalistische Strategie darstellt.

3.1 Transnormalistische Inklusionsutopien vs. protonormalistische backlashes im Kontext von ›Be:Hinderung‹

Als erstes Beispiel zur Veranschaulichung von Grenzziehungen möchte ich – ausgehend von Links Hinweisen auf das normalistische Dispositiv ›Be:Hinderung‹ – diskutieren, welche Grenzen in Bezug auf diesen Gegenstand gezogen werden und wie diese sich gestalten. Neben der Betrachtung von proto- und flexibelnormalistischen Grenzziehungen soll insbesondere geprüft werden, inwiefern im Dispositiv

der ›Be:Hinderung‹ transnormalistische Explorationen oder gar Alternativen möglich scheinen. Zurückgegriffen werden kann an dieser Stelle auf eine Reihe von Untersuchungen, die zeigen, dass ›Normalität‹ im Kontext von ›Be:Hinderung‹ eine diskurstragende Kategorie darstellt, deren Konstruktion von sozio-historischen und disziplinären Kontexten sowie dem Einsatz unterschiedlicher normalistischer Strategien abhängig ist, die unterschiedliche Formen der Grenzziehung hervorbringen (vgl. Buchner 2018; Haas 2021, Lingenauber 2003; Moser/Garz 2022; Schildmann 2004; von Stechow 2004; Waldschmidt 1998, 2003; Weinmann 2003). ›Be:Hinderung‹ kann hier sowohl ein geschlossenes Phänomen der ›Nicht:Normalität‹ als auch eine temporäre Exklusion aus dem Normalbereich in Form einer flexiblen Grenzziehung darstellen. Darüber hinaus finden sich im Diskurs zu ›Be:Hinderung‹ vereinzelt transnormalistische Strategien, die darauf zielen, die Polarität von ›Nicht:Be:Hinderung‹ und ›Be:Hinderung‹ aufzulösen.

Aufgrund einer historisch gewachsenen Konzeption von ›Be:Hinderung‹ als medizinischem Phänomen in den Feldern der Medizin, der Psychologie und der Sonderpädagogik wird diese teilweise immer noch als körperliche Abweichung und Störung und damit ›natürliche‹ Kategorie konstruiert (vgl. Haas 2021; Waldschmidt 2005), wodurch der Gegenstand ›Be:Hinderung‹ als protonormalistisch geschlossenes Phänomen und ›prononciertes Gegenteil des Normalen‹ (Waldschmidt 2007: 66) erscheint. So wurden beispielsweise von Vertreter:innen der Heilpädagogik der 1920er bis 1940er Jahre vor allem protonormalistische Strategien verwendet, mit denen aufgrund der Koppelung an medizinisch-biologische Diskurse eine maximale Kompression des Normalfeldes sowie rigide, starre und enge Normalitätsgrenzen einhergingen, die zu den institutionalisierten Dichotomien ›gesund‹/›krank‹ und ›nicht:be:hindert‹/›be:hindert‹ führten (vgl. Weinmann 2003).² Diese protonormalistischen Konstruktionen sind jedoch nicht auf die frühe Heilpädagogik beschränkt, sondern finden sich nach wie vor, wie bspw. an der diskursiven Konstruktion des Phänomens ADHS durch sonderpädagogische Wissensbestände zu erkennen ist, wo ADHS als ›new impairment‹ konstruiert wird (vgl. Haas 2021).

Im Vergleich dazu ist in Teilbereichen dieses Feldes auch ein z.T. uneindeutiges Schwanken zwischen proto- und flexibelnormalistischen Strategien zu erkennen, das sich beispielsweise bei frühen heilpädagogischen Akteuren wie Georgens/Deinhardt (vgl. Weinmann 2003: 229; Waldschmidt 2003: 92), aber auch im Gebiet der sogenannten ›Verhaltensgestörtenpädagogik‹ (vgl. von Stechow 2004: 198) zeigt. Eine deutlichere Tendenz zur flexiblen Normalisierung findet sich im Klassifikationssystem der WHO durch eine Orientierung an sozialwissenschaftlichen Grundlagen. ›Be:Hinderung‹ wird damit nicht mehr als ›naturgegeben‹, sondern

2 Die den spezifischen Normalitätskonstruktionen zugrundeliegenden Inhalte haben sich im historischen Verlauf von Annahmen eines moralischen zu einem autonomen Subjekt verändert.

als gesellschaftlich erworben und hervorgebracht konzipiert (vgl. Hirschberg 2009; Waldschmidt 1998). Allerdings führt diese Flexibilisierung noch nicht dazu, dass die bestehende Polarität zwischen ›Nicht:Be:Hinderung‹ und ›Be:Hinderung‹ aufgelöst werden kann und es zu einer Überwindung des dichotom strukturierten normalistischen Feldes mitsamt seiner Normalitätsgrenzen kommt. Grund dafür ist, dass keine vollständige Entgrenzung und keine eindeutige Tendenz zu einer flexiblen Normalisierung zu erkennen sind, da auf den einzelnen Ebenen des Dispositivs unterschiedliche normalistische Kräfteverhältnisse reartikuliert werden, die auf unterschiedlichen Definitionen von ›Be:Hinderung‹ basieren. So finden sich im Gegensatz zu besagten flexibelnormalistischen Orientierungen auf der operativen Ebene weiterhin protonormalistische Tendenzen, die auf der Ebene des Subjekts zu paradoxen Selbst-Verhältnissen führen (vgl. Waldschmidt 1998). Dies zeigen insbesondere die Befunde zu integrativ³ beschulten Schüler:innen mit einem sonderpädagogischen Förderbedarf (vgl. Buchner 2018), der einer schulin-ternen Be:Hinderungskategorie entspricht (vgl. Powell 2013). Aufgrund dieser sich im Widerstreit befindenden proto- und flexibelnormalistischen Grenzziehungen im Dispositiv ›Be:Hinderung‹ lässt sich kein eindeutiger Trend zur Flexibilisierung der diskursiven Konstruktion von ›Be:Hinderung‹ identifizieren, woran sich teils ambivalente Identitätspolitikern anschließen.

Im Kontrast dazu zeichnete sich der integrationspädagogische Diskurs zum gemeinsamen Lernen von ›nicht:be:hinderten‹ und ›be:hinderten‹ Schüler:innen durch den Einsatz von flexibel- und transnormalistischen Strategien aus, durch die von einzelnen wissenschaftlichen Akteur:innen eine Überschreitung des flexiblen Normalismus angestrebt wurde (vgl. Lingenauber 2003; Schildmann 2004). Dabei zielten die eingesetzten transnormalistischen Strategien darauf, die Polarität zwischen ›Normalität‹ und ›Nicht:Normalität‹ aufzulösen und eine ›individuelle Normalität‹ zu etablieren (vgl. Lingenauber 2003, 30). Festgestellt wird dies in den Werken von Georg Feuser und Hans Eberwein, in denen ein individueller transnormalistischer Normalitätsmaßstab jenseits statistischer Durchschnitte angestrebt wird (vgl. ebd.: 174ff.). Auch bei Annedore Prengel finden sich transnormalistische Strategien, da sich auch hier von einem durchschnittlichen Leistungsmaßstab gelöst wird. Schildmann (2004: 164) hält deshalb in der Gesamtschau auf die Werke von Eberwein, Feuser und Prengel fest, dass der Transnormalismus eine ›integrationspädagogische Utopie‹ sei. Offen ist jedoch, welche Wirkung der Einsatz

-
- 3 Die Beschulung von Schüler:innen mit ›Be:Hinderung‹ in der allgemeinen Regelschule wird als integrative Beschulung im gemeinsamen Unterricht bezeichnet. Der Begriff der Integration bzw. integrativen Beschulung ist auch für die aktuelle inklusionspädagogische Strategie der gemeinsamen Beschulung an einer ›Schule für Alle‹ zutreffend, da diese weiterhin mit der kategorialen Unterscheidung von ›behinderten‹ und ›nicht-behinderte‹ Schüler:innen operiert.

transnormalistischer Diskursstrategien einzelner Wissenschaftler:innen auf das Gesamtdispositiv ›Be:Hinderung‹ oder auch sonderpädagogische Konstruktionen von ›Be:Hinderung‹ hat und welche Machtwirkungen hierbei identifiziert werden können. Gerade aufgrund weiterhin bestehender protonormalistischer Gegenstandskonstruktionen (vgl. Haas 2021), dem konkurrenten Verhältnis proto- und flexibelnormalistischer Strategien auf unterschiedlichen Ebenen des Dispositivs sowie deren Effekten im Kontext von Subjektivierungsprozessen (vgl. Buchner 2018; Pfahl 2012) ist zu erwarten, dass der vereinzelte Einsatz transnormalistischer Explorationen noch nicht zu einer umfassenden Flexibilisierung führt, geschweige denn polyeurythmische Momente im Sinne des Transnormalismus hervorbringt.

Potenziert wird diese Tendenz durch einen aktualisierten Blick auf die operative Ebene des Behinderungsdispositivs am Beispiel des gemeinsamen Unterrichts, also der Beschulung von ›nicht:be:hinderten‹ und ›be:hinderten‹ Schüler:innen, die durch die Verpflichtung zu einem inklusiven Bildungssystem (United Nations 2006) rechtlich bindend ist. Mit dieser ist die Hoffnung verbunden, dass die protonormalistische Tendenz mit einer relativ harten Normalitätsgrenze durch die Separierung in Sonderschulen als vermeintlich originärer Ort zur Beschulung ›be:hin-deter‹ Schüler:innen endgültig überwunden ist und von einem flexibel-normalistischen ›Willen zur Inklusion‹ (vgl. Link 2008: 70) oder gar transnormalistischen Alternativen abgelöst wird.

Jedoch verläuft die Auseinandersetzung um schulische Inklusion – entgegen der Einschätzung von Schildmann (2019), die davon ausgeht, dass diese nur noch flexibel- und transnormalistisch reguliert wird – nach wie vor zwischen proto-, flexibel- und transnormalistischen Orientierungen. So ist eine protonormalistische Konzeption von ›Be:Hinderung‹ bspw. daran zu erkennen, wenn Bemühungen um schulische Inklusion als ›gescheitert‹ betrachtet werden und Schüler:innen mit einem sonderpädagogischen Förderbedarf wieder exkludierenden Förderschulen zugewiesen werden. Denn dies geht mit einer ›Abwendung von einer Flexibilisierung der Lernformen und -orte‹ (Möller-Dreischer 2019: 52) einher und deutet darauf hin, dass das flexibelnormalistische Gummiband gerissen ist und sich auf auf ›harte‹, protonormalistische Grenzen zurückbesonnen wird (ebd.). Der für transnormalistische Strategien benötigte gesellschaftliche Resonanzboden scheint hier weiterhin zu fehlen, woraus eine Verstärkung der Normalitätsgrenze zwischen ›Nicht:Be:Hinderung‹ und ›Be:Hinderung‹ bzw. zwischen Regel- und Förderschule resultiert (vgl. ebd.: 55).

Und auch wenn normative Argumentationslinien des wissenschaftlichen – auf Basis der UN-Behindertenrechtskonvention geführten – Diskurses z.T. als transnormalistische Exploration gedeutet werden können (vgl. Schildmann 2019), ist zu prüfen, ob diese Konstruktionen von ›Be:Hinderung‹ auf der Ebene sonderwie allgemeinpädagogischer Wissensbestände durchgängig bestimmend sind oder ›Be:Hinderung‹ weiter als geschlossenes Phänomen konzipiert wird. Ungeklärt

ist zudem die Frage, inwiefern das in diesem Kontext angeführte ›weite Inklusionsverständnis‹ der Inklusiven Pädagogik, das neben ›Be:Hinderung‹ auf weitere Dimensionen gesellschaftlicher Benachteiligung (race-class-gender) fokussieren soll (oder dies beansprucht), nach wie vor maßgeblich von der Masterkategorie ›Be:Hinderung‹ (vgl. Penkwitt 2021) bestimmt wird. Es ist jedenfalls verkürzt, das weite Verständnis von Inklusion per se als transnormalistische Strategie zu fassen ohne die Ambivalenz von Dramatisierung und Entdramatisierung von Differenz (vgl. Budde/Hummrich 2014) theoretisch zu reflektieren.

Ein zusätzliches Problem ergibt sich, wenn die Integration von ›be:hinderten‹ Schüler:innen in den Regelschulbetrieb bereits als transnormalistische Exploration betrachtet wird. Denn hierbei wird vernachlässigt, dass aufgrund der bisher nicht vollzogenen Dekategorisierung schulischer Be:Hinderungskategorien (vgl. Haas 2012) dieses Hineinholen in den Rahmen der Regelschule die Zuweisung eines stigmatisierenden sonderpädagogischen Förderbedarfs voraussetzt (vgl. Boger 2018). Die Umsetzung dieser integrationspädagogischen Utopie (vgl. Schildmann 2004: 169) ist folglich weiterhin auf die von Link (2013: 111) beschriebene ›Stigmatisierungsfabrik‹ angewiesen und ein möglicher Verzicht auf diese scheint vor dem Hintergrund aktueller bildungsstatistischer Befunde in weiter Ferne (vgl. Steinmetz et al. 2021).

Wie sich zeigt, sind Möglichkeiten transnormalistischer Explorationen im Dispositiv ›Be:Hinderung‹ noch immer stark begrenzt und dies trotz der Tendenz des flexiblen Normalismus, möglichst große Bereiche von ›Be:Hinderung‹ in den Normalbereich aufzunehmen (vgl. Link 2008, 70). Vielmehr bleibt die Polarität zwischen ›Nicht:Be:Hinderung‹ und ›Be:Hinderung‹ bestehen und wird sogar durch die bestehende Denormalisierungsangst bestärkt, wodurch weitere protonormalistische ›Backlashes‹ zu erwarten sind. Die hinsichtlich schulischer Inklusion bestehende Hoffnung, durch einen Verzicht auf Normalitätskategorien und den Einsatz transnormalistischer Strategien (vgl. Möller-Dreischer 2019; Schildmann 2019) Auswege aus der herrschenden ›Normalität‹ zu finden, bleibt deshalb äußerst begrenzt.

3.2 Rave als radikaler ›Wille zur Trans-Normalität‹ am äußersten Rand

Aufgrund der Begrenzungen transnormalistischer Explikationen im Dispositiv ›Be:Hinderung‹ greife ich zur Kontrastierung auf die popkulturelle Praxis des ›Rave‹ zurück. Diskutiert wird, inwiefern es sich bei dieser um eine transnormalistische Exploration bzw. Alternative handelt und welche Grenzziehungen bei diesem Gegenstand zu erkennen sind. Um die Wirkungsweise flexibelnormalistischer Grenzziehungen zu veranschaulichen und diese von einem transnormalistischen Ausbruch aus der bestehenden ›Normalität‹ abzugrenzen, kann sich auf

die ›nicht:normale‹ Fahrt des ›LSD-Trips‹ in Bernhard Vespers ›Die Reise‹, bzw. die folgende von Link dazu interpretierte Passage bezogen werden:

»Als ich durch den Vorgarten gegangen war, auf die Türkenstraße kam, war der Trip vorbei. Ich ging wie ein ganz normaler Mensch, so, wie ich immer über die Straße gegangen war. Meine Knie waren nicht länger weich, ich hatte nicht das Gefühl, auf einem Fließband zu laufen (142).« (Link 1997: 118)

Den ›LSD-Trip‹ interpretiert Link als Experiment der Selbst-Denormalisierung und Möglichkeit der De-, Um- und Neukonditionierung eines im Nachkriegsdeutschland protonormalistisch geprägten Subjekts. Aufgrund der Regulierungen eines äußeren Grenzwertes bzw. der Respektierung des Endes der Toleranzzone um den flexiblen Durchschnitt – im Roman umgesetzt durch einen ebenfalls ›trippenden‹ Trampgenossen des Protagonisten – handelt es sich jedoch lediglich um eine flexible Normalisierung. Der ›Trip‹ erweist sich als industrialistisches Vehikel on ›full speed‹ und Grunderfahrung des ›thrill-bands‹ im flexiblen Normalismus, bei der die entsprechenden Subjekte durch das ›Einwerfen‹ von LSD auf Touren gebracht werden (vgl. ebd.: 121f.). Normalismustheoretisch betrachtet führt der Rausch dazu, dass die »Extremwerte des Flexibilitäts-Normalismus sich mit der transnormalistischen Nova zu berühren scheinen« (ebd.: 123). Der ›LSD-Trip‹ bringt flexibel-normalistische Subjekte folglich – zumindest temporär – über die Grenzen des ›Normalen‹ hinaus und deutet einen Transnormalismus an; mit dem Verschwinden der weichen Knie also dem Ende des ›Trips‹, floatet das Subjekt jedoch zurück in das Normalfeld. Voraussetzung dafür ist die Durchlässigkeit von Normalitätsgrenzen im flexiblen Normalismus.

Anschlussfähig an diese normalismustheoretische Betrachtung des ›LSD-Trips‹ ist das Phänomen des ›Rave‹, das durch Events wie ›Love-Parade‹ und ›Mayday‹ seit den 90er-Jahren popkulturell an Bedeutung gewonnen und sich durch Klubs und Festivals mittlerweile als postindustrielles Vehikel in der bundesdeutschen Party-Landschaft institutionalisiert hat.⁴ ›Raven gehen‹ ist meist zeitlich entgrenzt, gerade im Vergleich zu einer ›normalen‹ Abendgestaltung wie dem Besuch der Oper, des Theaters oder einer Essensverabredung mit Freund:innen und geht z.T. über mehrere Tage. Aus einer US-amerikanischen Perspektive wirkt dies beinahe transnormalistisch, wie die Zeile von LCD-Soundsystem im Song ›North American Scum‹ (DFA-Records) verdeutlicht: »Or like Berlin where they [die Parties; B.H.] go another night, alright. Un huh, un huh«. Aber ist darin schon eine Überwindung bestehender Normalitätsgrenzen im transnormalistischen Sinne zu erkennen oder handelt es sich

4 S. die ARD-Dokumentation ›Techno House Deutschland‹: <https://www.ardmediathek.de/sendung/techno-house-deutschland/staffel-1/Y3jpZDovL2Rhc2Vyc3RlMmRlL3RIY2huby1ob3VzZS1kZXVoc2NobGFuZA/>

nicht vielmehr um einen neoliberal optimierten ›Willen‹ zur radikalen ›Trans-Normalität‹ (vgl. Link 1997: 121)?

LCD-Soundsystem adressieren in ihrer Songzeile Berliner Clubs wie beispielsweise das Berghain, den wahrscheinlich bekanntesten Technoklub der Welt, der in der Tradition von schwulen Fetisch- und Sexpartys steht und dessen ›Klubnacht‹ von Samstagabend bis Montag(vor)mittag andauert. Trotz der zeitlichen Entgrenzung solcher Veranstaltungen scheint auch der ›Rave‹ – zumindest grob bzw. flexibel – am Zeitraum zwischen dem Abschluss einer üblichen Arbeitswoche und dem Beginn der neuen Arbeitswoche orientiert, womit einhergeht, dass beim ›Raven‹ bzw. ›Feiern‹ unterschiedliche z.T. aufputschende Substanzen eingesetzt werden, um den ›full speed‹ zu erreichen.

In seinem Essay zur Erzählung ›Rave‹ von Rainald Goetz (1998) hält der Literaturwissenschaftler Hagstedt (o.J.) fest, dass hier dargestellt werde, »wie es in jener ›Big Fun‹ – und ›Hard Times‹-Kultur der Clubs und Maydays, der Partydrogen und Love Parades zugeht« (vgl. ebd.: o.S.). Durch die Beschreibung von Alkohol-, Sex- und Drogenexzessen in der Techno-Szene würden die »Borderlines« dieses latent kriminellen Milieus« beschrieben und gezeigt, »wie an den Rändern der Spaßgesellschaft« (ebd.: o.S.) einer »hirnrissigen und unvernünftigen Lebenspraxis am – tendenziell – unteren Rand der Gesellschaft« (ebd.: o.S.) nachgegangen wird. Gleichzeitig hält Hagstedt fest, dass es schlicht eine Beschreibung dessen sei, »was mittlerweile ›normal‹ ist in dieser Szene« (ebd.: o.S.).

Mit Link (1997) können die Verweise auf die ›Borderlines‹ und ›Ränder‹ als Normalitätsgrenze verstanden werden. ›Normale Raver:innen‹ versuchen diese folglich bewusst zu überwinden, bzw. weiter nach Außen zu schieben. ›Rave‹ ist daher ein Experiment der Selbst-Denormalisierung mit dem das ›thrill-band‹ des flexiblen Normalismus nochmal deutlich mehr, wenn nicht maximal gedehnt werden soll. In anderen Worten wird durch die Praxis des ›Raves‹ nach neuen Extremwerten im flexiblen Normalismus gesucht, um durch weitere Experimente die »transnormalistischen Nova« (ebd.: 123) zu berühren, diese zu spüren bzw. ihr noch näher zu kommen. Passend dazu auch die erste Zeile des Tracks ›Out of Space‹ von Prodigy (XL Recordings), in der es heißt »I'll take your brains to another dimension. I'm gonna send him to outer space. To find another race«. Reguliert wird dies jedoch von »einer Begleitspur des Todes und der ›Auslöschung‹« (Hagstedt o.J.: o.S.), die dazu dient, dass die ›Todeslinie‹ nicht überschritten und das normalistische Gleichgewicht nicht zerstört werden darf. Umschrieben ist damit ein ambivalentes Verhältnis von Erfüllung und Absturz, was auf eine flexibelnormalistische Regulierung dieser Praxis verweist (ebd.). Man darf also auch im entgrenzten ›Rave‹ nicht bis ins Unendliche floaten, worauf auch die neoliberale Regulierung des ›Ravens‹ durch Initiativen wie die der ›Drug Scouts‹ verweist, die sachlich und umfassend über den Konsum von psychoaktiven Substanzen aufklären, um dadurch potenzielle ›Abstürze‹ zu vermeiden.

Dennoch zeigt sich auch hier – analog zum ›LSD-Trip‹ bei Vesper – ein ›Wille‹ zur radikalen ›Trans-Normalität‹ (vgl. Link 1997: 121), der jedoch nicht (mehr) auf der protonormalistischen Realität des Nachkriegsdeutschlandes aufbaut. Denn es geht beim ›Rave‹ nicht mehr um die halluzinogene Flucht aus den gesellschaftlichen Zwangsverhältnissen der 60er und 70er Jahre. Vielmehr kann der ›Rave‹ als individualisierte Fortsetzung der kapitalistischen Anforderung zur Selbstoptimierung im Sinne einer ausgewogenen Work-Life-Balance interpretiert werden, womit ein weiteres Moment der Regulierung ersichtlich wird. Dies zeigt sich daran, dass in Goetzes Erzählung auch deutlich wird, dass ›Raver:innen‹ – trotz der von ihnen als ›normal‹ empfundenen Doppelbelastung von Tag und Nacht – weiterhin funktionieren, indem sie ihren ›Day-Jobs‹ nachgehen (vgl. Feustel 2012).

»Hier ist offenbar ein ›flexibler Normalismus‹ am Werk, der selbst den Ausnahmezustand in den Stand des Normalen hebt, bzw. Normalität so flexibilisiert, dass das exzessive Nachtleben inbegriffen ist – vor allem weil die bürgerliche Arbeitswelt unangetastet bleibt. Die Parallelen zum flexiblen und dynamischen Kapitalismus neoliberaler Prägung sind auffällig. Wenn selbst ›der Einspruch, die Verweigerung, die Regelverletzung [...] Wettbewerbsvorteile versprechen‹ können, dann ist die Grenze verschwunden, deren Übertretung die politische Kontur von Rauschzuständen beispielsweise in den 1960er Jahren markierte.« (Ebd.: o.S.)

›Raven‹ ist mittlerweile – nicht mehr nur in der Szene der ›Raver:innen‹, sondern gesamtgesellschaftlich – ›normal‹ und dabei längst kein Phänomen des ›unteren Randes der Gesellschaft‹ (Hagstedt o.J.: o.S.) mehr. Vielmehr handelt es sich um eine gesellschaftlich akzeptierte wie integrierte popkulturelle Praxis, ganz nach dem Motto ›Turn on, tune in and keep on working‹ bei der die Ambivalenz von Exzess und Erschöpfung stillschweigend als ›Normalität‹ akzeptiert wird. Einher geht damit eine Intensivierung von Freizeit und eine Affirmation des ›Normalen‹, begleitet von technoiden Rauschzuständen zum Zwecke der Optimierung (Feustel 2012).

Wenngleich der ›Wille‹ zur radikalen ›Trans-Normalität‹ (vgl. Link 1997: 121) beim postindustrialistischen Vehikel des ›Rave‹ optimiert erscheint und das zugrundeliegende Normalfeld gerade aufgrund der Normalität des ›Rave‹ maximal geweitet ist, handelt es sich dabei insbesondere aufgrund der genannten neoliberalen Regulierungen nicht um eine transnormalistische Strategie und die Vereinbarkeit von ›Rave‹ und Lohnarbeit verdeutlicht, dass durch den ›Rave‹, die flexiblen Grenzen neoliberaler Systeme weiter bestehen bleiben und nicht überwunden sind. Veranschaulichen lässt sich so die historische wie kulturelle Relationalität des ›full speed‹, die im ›Rave‹ auf eine neoliberale Art optimiert ist. Gleichzeitig spiegelt sich darin die enge Kopplung von Kapitalismus und Normalismus (vgl. Link 2013:

240) wider und es bleibt zu beobachten, inwiefern diese Kopplung neue Erschöpfungszustände im kapitalistischen Realismus sowie eine daraus resultierende gesellschaftliche Melancholie provoziert (vgl. Fischer 2013). Damit scheint nicht ausgeschlossen, dass auch dieser radikale ›Wille zur Trans-Normalität‹ gebrochen wird.

4. Fazit

Um den ›double bind‹ von Inklusion und Exklusion inklusive der Konstituierung hiermit einhergehender Grenzen sowie der Prozessierung entsprechender Grenzziehungen zu erfassen, bietet das Foucaultsche ›Denken des Außen‹ eine anregende theoretische Perspektive. Denn mit dieser können Grenzziehungen als historisch veränderbare, institutionell zwingende Ausschließungssysteme und Inklusion als ein historisch variabler diskursiver Prozess untersucht werden. Konkretisiert man diese Perspektive in normalismustheoretischer Hinsicht, lässt sich gegenstandsbezogen überprüfen, auf welche Weise und durch den Einsatz welcher normalistischer Strategien dem flexibel-normalistischen ›Willen zur Inklusion‹ (vgl. Link 2008: 70) nachgegangen wird und ob eine Überwindung der Polarität von Inklusion und Exklusion im transnormalistischen Sinne unter aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen potenziell möglich ist.

Wie die exemplarische Diskussion der Phänomene ›Be:Hinderung‹ und ›Rave‹ zeigen konnte, wird damit nicht nur ein Abgleich mit bestehenden ›Inklusionsutopien‹ bezogen auf den Gegenstand ›Be:Hinderung‹ möglich. Vielmehr noch kann durch den Vergleich der mit beiden Phänomenen einhergehenden diskursiven wie sozialen Strategien die Verlötung von Kapitalismus und Normalismus veranschaulicht werden. Und zwar dahingehend, dass Möglichkeiten der Flexibilisierung bestehender Normalitätsgrenzen unter postkapitalistischen Vorzeichen größer erscheinen, wenn es um soziale Praktiken leistungsfähiger Subjekte geht. Denn auch wenn der ›Rave‹ auf einem radikalen ›Willen zur Transnormalität‹ gründet, sorgt die neoliberale Regulierung dieser Praxis im Sinne der Selbstoptimierung und Sicherstellung der eigenen Leistungsfähigkeit dafür, dass auch durch das temporäre Aufsuchen der transnormalistischen Nova die bürgerliche Arbeitswelt unangetastet bleibt. Der ›Rave‹ ist folglich nicht nur ›normaler‹, sondern auch weitaus flexibler als die Integration bzw. Inklusion von ›Be:Hinderten‹, was damit in Verbindung stehen könnte, dass diese die Funktionalität eines auf Leistung bezogenen, ableistischen Bildungssystems zu sehr herausfordert.

Dass bezogen auf den Gegenstand ›Be:Hinderung‹ unter den aktuellen Voraussetzungen eher protonormalistische Backlashs als transnormalistische Inklusionsutopien zu erwarten sind, liefert die Begründung für weitere machtanalytische Betrachtungen entsprechender Ausschließungssysteme im Bildungssystem, nicht zu-

letzt um dadurch flexibelnormalistische Strategien zu enttabuisieren und ihnen einen gesellschaftlichen Resonanzboden zu bereiten.

Literatur

- Boger, Mai-Anh (2018): »Depathologisierung – Diagnostik der emotionalen und sozialen Entwicklung im inklusiven Kontext«, in: Zeitschrift für Inklusion 3. Online abrufbar unter: <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/462>, zuletzt abgerufen am: 09.12.21.
- Buchner, Tobias (2018): Die Subjekte der Integration. Schule, Biographie und Behinderung, Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Budde, Jürgen/Hummrich, Merle (2014): »Reflexive Inklusion«, in: Zeitschrift für Inklusion 4. Online abrufbar unter: <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/193>, zuletzt abgerufen am: 09.12.21.
- Emmerich, Marcus (2017): »Behindern/nicht behindern: Pädagogische Schließung und Intersektionalität«, in: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 86(2), S. 102–115.
- Feustel, Robert (2012): »Optimieren statt Überschreiten? Techno, Rausch und Kapitalismus«, in: Phase Zwei 44. Online verfügbar unter: <https://www.phase-zwei.org/hefte/heft?ausgabe=44&cHash=13f7f5aa4fa89086c2ee6b15f29f4ede>, zuletzt abgerufen am: 16.09.2022.
- Fischer, Mark (2013): Kapitalistischer Realismus ohne Alternative?, Hamburg: VSA.
- Foucault, Michel (1994/2001): Dits et citris. Schriften in vier Bänden. Band I. 1954–1969, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2010): Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France, Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.
- Gertenbach, Lars (2008): »Ein ›Denken des Außen‹ Michel Foucault und die Soziologie der Exklusion«, in: Zeitschrift Soziale Systeme 14(2), S. 308–328.
- Goetz, Rainald (1998): Rave, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Haas, Benjamin (2012): »Dekonstruktion und Dekategorisierung: Perspektiven einer nonkategorialen (Sonder-)Pädagogik«, in: Zeitschrift für Heilpädagogik 63(10), S. 404–413.
- Haas, Benjamin (2021): Die ADHS der Sonderpädagogik. Zur diskursiven Konstruktion des ›Nicht_Normalen‹ auf der Ebene disziplinärer Wissensbestände, Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Hagstedt, Lutz (o.J.): Richtig hart Formuliertes. Rainald Goetz über die Steinzeit der elektronischen Welt. Online abrufbar unter: <https://www.hagstedt.de/essay/a2Goetz2.html>, zuletzt abgerufen am: 16.09.22.
- Hirschberg, Marianne (2009): Behinderung im internationalen Diskurs, Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.

- Hoffmann, Thomas (2018): »Inklusive Schule, exklusive Gesellschaft? Soziologische Lesarten von Inklusion und Exklusion«, in: Stephan Gingelmaier/Kathrin Müller (Hg.), *Kontroverse Inklusion: Ansprüche, Umsetzungen und Widersprüche in der Schulpädagogik*, Weinheim: Beltz, S. 53–76.
- Kaack, Martina (2017): *Inklusion und Exklusion in der Interaktion. Systemtheoretische Betrachtung am Beispiel einer pädagogischen Studie*, Bielefeld: transcript.
- Kilian, Patrick (2013): *Border Patrol. Bataille, Foucault und das Konzept der Grenze*. Online verfügbar unter <https://www.fsw.uzh.ch/foucaultblog/essays/24/border-patrol-bataille-foucault-und-das-konzept-der-grenze>, zuletzt abgerufen am: 06.01.22.
- Kronauer, Martin. (2010): »Inklusion – Exklusion. Eine historische und begriffliche Annäherung an die soziale Frage der Gegenwart«, in: Ders. (Hg.), *Inklusion und Weiterbildung. Reflexionen zur gesellschaftlichen Teilhabe in der Gegenwart*, Bielefeld: Bertelsmann, S. 24–58.
- Lingenauber, Sabine (2003): *Integration, Normalität und Behinderung. Eine normalismustheoretische Analyse der Werke (1970–2000) von Hans Eberwein und Georg Feuser*, Opladen: Leske & Budrich.
- Link, Jürgen (1997): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Link, Jürgen (2008): »Zum diskursanalytischen Konzept des flexiblen Normalismus. Mit einem Blick auf die kindliche Entwicklung am Beispiel der Vorsorgeuntersuchungen«, in: Helga Kelle (Hg.), *Ganz normale Kinder*, Weinheim/München: Juventa. S. 59–74.
- Link, Jürgen (2013): *Normale Krisen? Normalismus und die Krise der Gegenwart*, Konstanz: University Press.
- Möller-Dreischer, Sebastian (2019): »Transnormalismus – Reflexionen zur Ambivalenz (dieser Strategie) im Kontext inklusiver Pädagogik«, in: Elisabeth von Stechow/Philipp Hackstein/Kirsten Müller/Marie Esefeld/Barbara Klocke (Hg.), *Inklusion im Spannungsfeld von Normalität und Diversität. Band 1: Grundfragen der Bildung und Erziehung*, Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 48–56.
- Moser, Vera/Garz, Jona. T. (2022): *Das (A)normale in der Pädagogik. Wissenspraktiken, Wissensordnungen, Wissensregime*, Klinkhardt: Bad Heilbrunn.
- Opitz, Sven (2007): »Eine Topologie des Außen – Foucault als Theoretiker der Inklusion/Exklusion«, in: Roland Anhorn/Frank Bettinger/Johannes Stehr (Hg.), *Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 41–58.
- Opitz, Sven (2008): »Exklusion: Grenzgänge des Sozialen«, in: Stephan Moebius/Andreas Reckwitz (Hg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2008, S. 175–193.

- Penkwith, Maïke (2021): »Intersektionalität«, in: Kerstin Ziemer (Hg.), Inklusion @ Lexikon. Online verfügbar unter: https://www.inklusion-lexikon.de/Intersektionalitaet_Penkwith.php, zuletzt abgerufen am: 16.09.22.
- Pfahl, Lisa (2011): Techniken der Behinderung. Der deutsche Lernbehindertendiskurs, die Sonderschule und ihre Auswirkung auf Bildungsbiografien, Bielefeld: transcript.
- Powell, Justin J. W. (2013): »Kulturen der sonderpädagogischen Förderung und »schulische Behinderung«, in: Merle Hummrich/Sandra Rademacher (Hg.), Kulturvergleich in der qualitativen Forschung. Erziehungswissenschaftliche Perspektiven und Analysen, Wiesbaden: VS-Verlag, S. 139–154.
- Schildmann, Ulrike (2004): Normalismusforschung über Behinderung und Geschlecht. Eine empirische Untersuchung der Werke von Barbara Rohr und Annedore Prengel. Opladen: Leske & Budrich.
- Schildmann, Ulrike (2019): »Inklusive Pädagogik zwischen flexibelnormalistischen und transnormalistischen (Diskurs-)Strategien. Normalismustheoretische Analyse gesellschaftlicher Entwicklungen«, in: Elisabeth von Stechow/Philipp Hackstein/Kirsten Müller/Marie Esefeld/Barbara Klocke (Hg.), Inklusion im Spannungsfeld von Normalität und Diversität. Band 1: Grundfragen der Bildung und Erziehung, Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 40–47.
- Stechow, Elisabeth von (2004): Erziehung zur Normalität. Eine Geschichte der Ordnung und Normalisierung der Kindheit, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Steinmetz, Sebastian/Wrase, Michael/Helbig, Marcel/Döttinger, Ina (2021): Die Umsetzung schulischer Inklusion nach der UN-Behindertenrechtskonvention in den deutschen Bundesländern, Baden-Baden: Nomos.
- Stichweh, Rudolf (2013): »Inklusion und Exklusion in der Weltgesellschaft – am Beispiel der Schule und des Erziehungssystems«, in: Zeitschrift für Inklusion 3. Online verfügbar unter: <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/22>, zuletzt abgerufen am: 10.01.22.
- United Nations (2006): Conventions on the Rights of Persons with Disabilities. Online verfügbar unter: <https://www.un.org/development/desa/disabilities/convention-on-the-rights-of-persons-with-disabilities.html#Fulltext>, zuletzt abgerufen am: 16.09.22.
- Waldschmidt, Anne (1998): »Flexible Normalisierung oder stabile Ausgrenzung: Veränderungen im Verhältnis Behinderung und Normalität«, in: Soziale Probleme. Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle 9(1), S. 3–25.
- Waldschmidt, Anne (2003): »Ist Behindertsein normal? Behinderung als flexibelnormalistisches Dispositiv«, in: Günther Cloerkes (Hg.), Wie man behindert wird. Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen, Heidelberg: Universitätsverlag Winter, S. 83–101.

- Waldschmidt, Anne (2005): »Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung?«, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik* 29(1), S. 9–31.
- Waldschmidt, Anne (2007): »Macht – Wissen – Körper. Anschlüsse an Michel Foucault in den Disability Studies«, in: dies./Werner Schneider (Hg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*, Bielefeld: transcript, S. 55–77.
- Weinmann, Ute (2003): *Normalität und Behindertenpädagogik*, Opladen: Leske & Budrich.
- Wrana, Daniel (2019): »Die Normativität der Inklusion – ein Essay«, in: *Zeitschrift für Inklusion* 2. Online abrufbar unter: <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/532>, zuletzt abgerufen am: 10.01.22.
- Yıldız, Safiye (2015): »Inklusion!? Was ist daran wahr?«, in: *Erziehungswissenschaft* 51, S. 53–60.

